

Literaturbesprechung: Methoden

Reichertz, Jo

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reichertz, J. (1993). Literaturbesprechung: Methoden. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 45(1), 154-159. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-39475>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

der Gesellschaft“ war Resultat eines wachen historischen Bewußtseins; auch der späte Stein der „Verwaltungslehre“ registrierte die immense Prägekraft der „Gesellschaftsordnung“ für den Gesamtbereich des staatlichen Handelns. Er mahnte regulative Aufgabenwahrnehmung an, um die „soziale Frage“ zu entschärfen. Zwar spielten Revolutionsängste eine Rolle, doch es ging Stein um mehr. Der Ertrag dieser gründlichen wissenschaftsgeschichtlichen Rückerinnerung liegt m.E. darin, daß der Verfasser für den Beginn der „Sociologie“ die enge Anbindung dieser Wissenschaft an einen „socialen Humanismus“ deutlich machen kann. Der Begriff des „socialen Humanismus“ zeigt die Zielrichtung der Steinschen Wissenschaft der Gesellschaft auf: die materielle Existenz der Menschen zu sichern, ihre geistige Entwicklung zu fördern und die Menschenwürde zu achten. Stein war ein Gesellschaftswissenschaftler, dessen genetisch-historische Orientierung zum Konzept einer „Sociologie“ als Humanwissenschaft führte (vgl. S. 191f.). Ob die moderne Soziologie, wie der Verfasser annimmt, so eindeutig von strukturanalytischen Trends bestimmt ist, kann bezweifelt werden. Stein war sicherlich ein blickscharfer Analytiker der gesellschaftlichen Moderne; er war aber auch ein Denker des 19. Jahrhunderts, dem er in seiner „Therapie“ (Helmuth Plessner) – starker Staat und reformbereites Königtum – verhaftet blieb. Der Erinnerungswert seines Werkes liegt nicht im Zukunftsentwurf einer Gesellschaftswissenschaft, sondern in der Klarstellung, daß diese Wissenschaft nicht abgehoben von Politik und Geschichte betrieben werden kann.

Dirk Blasius

METHODEN

- Dieter Bichlbauer, *Interpretative Methodologie*. Wien: Wilhelm Braumüller Verlag 1991. 142 Seiten. ISBN 3-7003-0935-X. Preis: DM 33,-.
- Ralf Bohnsack, *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. Opladen: Leske + Budrich 1991. 217 Seiten. ISBN 3-8100-0851-6. Preis: DM 24,80.
- Detlef Garz und Klaus Krammer (Hg.), *Qualitativ-empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen*. Opladen: Westdeut-

scher Verlag 1991. 471 Seiten. ISBN 3-531-12289-4. Preis: DM 59,-.

- Jürgen Hoffmeyer-Zlotnik (Hg.), *Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992. ISBN 3-531-12360-2. Preis: DM 64,-.
- Henrik Kreutz (Hg.), *Pragmatische Analyse von Texten, Bildern und Ereignissen. Qualitative Methoden, Oral History und Feldexperimente*. Opladen: Leske + Budrich 1991. ISBN 3-8100-09539. Preis: DM 45,-.
- Philipp Mayring, *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. München: Psychologie Verlags Union 1990. 126 Seiten. ISBN 3-621-27095-7. Preis: DM 24,-.

Die qualitative Sozialforschung (auch mit guten Gründen 'interpretative' oder 'rekonstruktive' genannt) hat sich ohne Zweifel innerhalb der deutschen Sozialforschung etabliert, was nicht heißt, daß sie sich (allerorten) auch durchgesetzt hat. Qualitative Methoden bilden einen festen Bestandteil sozialwissenschaftlicher Methodenausbildung, qualitativ orientierte Forschungsarbeiten verhelfen zu wissenschaftlicher Reputation und qualitativ Ausgebildete finden (zumindest z.Zt.) leicht einen Arbeitsplatz.

Die Frontstellung zur quantitativen Sozialforschung ist zwar geblieben, doch stürzt man sich nicht mehr mit jeder Arbeit ins Kampfgetümmel. Qualitative Studien enthalten nicht mehr die rituelle Verdammung und grundsätzliche Verbannung quantitativer Konzepte. Die ehemaligen Protagonisten der Einzelfallstudie, der Feldforschung, der Narrationsanalyse, der objektiven und sozialwissenschaftlichen Hermeneutik schreiben schon lange nichts mehr Grundsätzliches zu den Vorteilen einer qualitativen Methode und Methodologie, sondern fast nur noch, was man alles damit erreichen kann.

Deshalb ist es ein interessantes Phänomen, wenn neuerdings qualitativ arbeitende Forscherinnen und Forscher aus der zweiten (und dritten) Generation Bücher veröffentlichen, die nicht nur über einzelne Ansätze informieren, sondern versuchen, generell in diesen facettenreichen Forschungsansatz einzuführen. Aufmerksamkeitsstrukturierend bei der Lektüre dieser 'Einführungen' ist für mich dabei vor allem die Behandlung folgender Fragen: Weshalb glauben die Autoren, eine Einführung schreiben zu müssen? Gelingt ihnen eine über-

parteiliche Darstellung? Geht es ihnen vor allem um die weitere Kanonisierung und Ökonomiequalitativer Forschung oder greifen sie die tief skeptische Haltung der 'frühen Qualitativen' auf und versuchen, das eigene Programm weiter auszuarbeiten? Wichtig sind die Antworten auf diese Fragen, weil sie zeigen, in welche Richtung sich die qualitative Forschung bewegt.

„Eine Lanze zu brechen für qualitatives Denken in der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung, ohne dabei den Weg zu sinnvollen Quantifizierungen zu verbauen, aber auch ohne in Beliebigkeit, Verwaschenheit, Unkontrollierbarkeit zu verfallen, das ist das hochgesteckte Ziel dieses Buches“ (S. 1). Ganze 108 Seiten lang (oder besser: kurz) bricht *Philipp Mayring* seine Lanze, bis er glaubt, sein Ziel erreicht zu haben. Den Tjost hat Mayring in 6 Kapitel unterteilt: Auf den Abriß der Geschichte des qualitativen Denkens folgt ein Kapitel zu deren Theorie; Kapitel drei umreißt einige Untersuchungspläne qualitativer Forschung (u.a. Einzelfall- und Dokumentenanalyse, Feldforschung, Experiment), das umfangreiche Kapitel vier (= 56 Seiten) stellt 4 Erhebungs- (u.a. Interview, Diskussion, Beobachtung), 7 Aufbereitungs- (u.a. Transkription, Protokoll) und 6 Auswertungsverfahren qualitativer Analyse (u.a. Paraphrase, Inhaltsanalyse, Hermeneutik) vor; das vorletzte Kapitel entwickelt Gütekriterien dieser Art der Forschung, so z.B. das zentrale von der Gegenstandsnähe: „Qualitative Forschung will an konkreten sozialen Problemen ansetzen, will Forschung für die Betroffenen machen und dabei ein offenes, gleichberechtigtes Verhältnis herstellen (...). Durch diese Interessenannäherung erreicht der Forschungsprozeß eine größtmögliche Nähe zum Gegenstand“ (S. 105). Zu guter Letzt, nachdem „qualitative Forschung so genau wie möglich“ (S. 107) dargestellt wurde, gibt Mayring den Lesern auf eineinhalb Seiten noch einige Warnungen mit auf den Weg in die eigene Forschungspraxis. Grundstimmung dieser Warnungen: „wenn sie nicht Forschung für die Betroffenen darstellt, dient sie nur einer gekonnteren Aushorchung“ (S. 108).

Mit großen Schritten durchschreitet Mayring die Welt der qualitativen Sozialforschung und sammelt alles ein, was mit dem Etikett 'qualitativ' daherkommt. Da er jedoch versäumt hat, zumindest einen Minimalkonsens qualitativer Sozialforschung zu ermitteln,

kann er nicht unterscheiden, gewichten und zuordnen. Deshalb lautet auch seine implizite Maxime: Sammle alles, kombiniere es irgendwie miteinander, Hauptsache, es dient den Beforschten, und nenne es qualitatives Denken. So entsteht ein (beliebiger) Cocktail aus Schönnem, Neuem, Modischem einerseits und viel Gesinnung und wenig Gehirnschmalz andererseits.

Prüft man einmal die wissenschaftliche Solidität von Mayring, stößt man durchweg auf Trivialitäten und wissenschaftliche Halbbildung. So kritisiert er zum Beispiel ganz einpassend den Falsifikationismus von Popper (was man von der Sache her gewiß tun kann) und nennt ihn schlicht „weltfremd“ (ebd. S. 23) und schlägt mit der Geste eines Weltmannes die Induktion als wahren kenntnisweiternden Schluß vor. Man kann Mayring nicht unbedingt vorwerfen, daß er die ganz neuen Arbeiten zu diesem Thema nicht kennt, allerdings ist es unverzeihlich, daß er offensichtlich weder Popper rezipiert, noch die ausgedehnten und schon sehr alten Debatten um den zweifelhaften Erkenntniswert von Induktionen verfolgt hat.

Durchsetzt ist dieses gespreizte Brevier qualitativer Sozialforschung, und das ist besonders ärgerlich, mit eingerückten und umrandeten Merksätzen zum Auswendiglernen („Bei der systematischen zusammenfassenden Inhaltsanalyse wird das Allgemeinheitsniveau des Materials vereinheitlicht und schrittweise höher gesetzt“, S. 68). Statt der Vorstellung unterschiedlicher Methoden, deren Reichweiten und deren Implikationen, statt für methodische und methodologische Probleme zu sensibilisieren, statt systematische Skepsis zu säen, predigt Mayring mit großem Gestus die 'Philosophie des Gutgemeinten'. Kurz: Statt einer Einführung in die qualitative Sozialforschung liefert Mayring eine Einübung in die forschungspraktische Sorglosigkeit, die man auf keinen Fall den Erstsemestern empfehlen kann.

Von dem österreichischen Sozialwissenschaftler *Dieter Bichlbauer* stammt der Entwurf einer interpretativen Methodologie, „in der einerseits die forschungsrelevanten Phänomene im Kontext der Personen untersucht, andererseits Gültigkeit und Objektivität überprüft werden können“ (S. 7). Sein Fernziel: Erarbeitung von Planungswissen, mit dessen Hilfe Handlungsprozesse gesteuert und kontrolliert werden können. Sein Ansatz: „In der interpre-

tativen Methodologie wird wissenschaftliche Erkenntnis gewonnen, indem das Handeln des Erkenntnisobjektes auf der Basis einer wissenschaftlichen Theorie nachvollzogen wird" (S. 11). Erkenntnisobjekt ist für Bichlbauer das 'rationale Subjekt', welches „durch zielgerichtete Interaktion seine Umwelt gestaltet oder sich ihr anpaßt" (ebd.).

Allerdings untersucht Bichlbauer nur ganz bestimmtes Handeln, nämlich nur solches, welches dem Handelnden zum einen „bewußt" (S. 19) zum anderen auch „zugänglich" (S. 36) ist. Diese Eingrenzung ist für ihn wichtig, da er nicht Handlungen in situ beobachtet, sondern sich von konkreten Subjekten Beschreibungen ihrer zurückliegenden Handlungen (= Interviews) geben läßt, die er dann analysiert. Latente Motive, Irrtümer oder strategische Täuschungen trüben – so die Setzung von Bichlbauer – in der Regel nicht die Güte der vom Interviewer erfragten Handlungsbeschreibungen, und er empfiehlt – trotz Marx und Freud – bei der Datenanalyse eine Vorgehensweise, „die Sachverhaltsdarstellungen von Erzählern so behandelt, als seien es realitätsadäquate Beschreibungen und Berichte von Ereignissen" (S. 38).

Die Interviewäußerungen nennt Bichlbauer „Rohdaten" (S. 44). Letztere sind leider immer noch zu komplex für eine Analyse. Deshalb muß man die Komplexität verringern, „z.B. durch Vernachlässigung von irrelevanten Merkmalen" (S. 41). Ergebnis dieses Vernachlässigungsprozesses sind die sogenannten „bereinigten Daten" (S. 44), auch „Strukturdaten" (41) genannt. Doch wie gelangt der Forscher zu den Strukturdaten? Die Antwort: Man aktiviere eine für relevant gehaltene 'Leittheorie', deduziere daraus 'Handlungskomponenten' und ordne dann Interviewstellen diesen Handlungskomponenten zu (S. 55ff.). „Strukturierung bedeutet ja, daß der Wissenschaftler entsprechend seiner Theorie gleichsam 'Fakten' vorwegnimmt, deren Existenz er auf Grund seiner Kenntnisse von Forschungsgegenstand und Forschungsfeld mit Recht vermuten kann" (S. 56).

Diese 'Textbereinigung' oder die Herstellung 'guter Daten' muß allerdings, und diese Diskussion nimmt im Buch Bichlbauers großen Raum ein, entsprechend der wissenschaftlichen Gütekriterien 'Objektivität', 'Zuverlässigkeit' und 'Validität' organisiert werden. „Objektivität ist dann gegeben, wenn mehrere Kodierer nach Analyse derselben Situations-

beschreibungen die richtigen Strukturdaten gewinnen. Das Kriterium der *Zuverlässigkeit* ist dann erfüllt, wenn ein Kodierer bei wiederholter Analyse derselben Situationsbeschreibungen zu den gleichen Strukturdaten kommt" (S. 59). Valide (intern) sind die Kodierungen, wenn sie sich nicht widersprechen (S. 75), und 'ökologisch valide' (S. 71) sind sie, wenn 'sie im natürlichen Lebensraum der Untersuchten' (ebd.) anzutreffen sind. Gerechtfertigt wird ein solches Vorgehen durch den Verweis auf die nicht miteinander zu verrechnenden Autoren wie Schütz, Soeffner, Rehberg (fehlt im Literaturverzeichnis) und vor allem Hacker.

Plausibilisiert werden sollen die 95 Seiten des methodisch und methodologisch Grundsätzlichen mit 45 Seiten Forschungsdokumentation, der man entnehmen kam, daß Bichlbauer mit Hilfe eines standardisierten Fragebogens Mitbürger zu ihrer Akzeptanz moderner Technik (= Heimcomputer) befragt hat. Spätestens an dieser Stelle fragt man sich, was die Arbeit von Bichlbauer mit 'interpretativer Methodologie' zu tun hat. Was er faktisch tut, gibt es z.B. in der Einstellungsforschung seit Jahrzehnten unter dem Begriff der (quantitativen) Inhaltsanalyse. Standardisiert erhobene Daten werden mit standardisierten Abbildungsprozeduren verschiedenen Kriterien zugeordnet, welche aus den Operationalisierungen bekannter Theorien herausgerechnet werden, wobei völlig unklar ist, was die Daten repräsentieren. Diese 'Kuckucksuhr' hat Bichlbauer erneut erfunden und begründet, allerdings hat er übersehen, daß die interpretative Sozialforschung in ausdrücklicher Abgrenzung zu diesem Vorgehen entstanden ist und dieses Modell längst überwunden hat.

Bichlbauers Selbstzurechnung zur interpretativen Sozialforschung beruht entweder auf einem großen Mißverständnis oder sie resultiert aus der Mutmaßung, mit dieser Etikettierung ließe sich die Studie besser verkaufen. Letzteres würde trotz der Verärgerung der irreführenden Käufer doch ein Gutes haben: Es würde zeigen, daß auch in Österreich die Aktien der qualitativen Sozialforschung im Kurs gestiegen sind.

Ebenfalls aus dem Kontext der österreichischen Sozialforschung stammen die meisten Beiträge des von *Henrik Kreutz* herausgegebenen Sammelbandes. In seinem kurzen Vorwort bläst er laut zum Kreuzzug, und zwar gegen die „*unheilige Allianz von abstrakter und allge-*

meiner begrifflicher Spekulation, die inhaltsleer bleibt, auch wenn sie sich der Mittel der Mathematik bedient einerseits und der unüberprüfbaren und willkürlichen Interpretation, die sich als qualitative geriert“ (S. 4). Diesen Irrweg transparent zu machen, so der Herausgeber weiter, ist deshalb so wichtig, weil 'er selbst unlängst in einem konkreten Fall dieses Unheil beobachten konnte' (S. 5). Vor allem gegen die „Einladungen zur Irrationalität“, die „offene Willkür“, den „bornierten Willen“ und die „solipsistische Eigenmächtigkeit“ (S. 6) der Qualitativen hat Kreutz die Beiträger zusammengerufen mit dem Ziel, „zu einer eigenständigen soziologischen Methodologie auf pragmatischer Basis zu gelangen“ (S. 5).

Allerdings ist den eingeworbenen elf Arbeiten, die sich u.a. mit Fußballfans, Karikaturen, Arbeitslosigkeit, Gutachten und der Unternehmenskultur beschäftigen, nicht anzumerken, daß sie das Programm des Herausgebers einlösen oder Ansätze dazu liefern. Auffallend an den Texten ist allein (die Arbeiten von Kleinig und Knauth/Kröner/Wolff bilden wohlthuende Ausnahmen) ihre Kürze, die fehlende methodologische Reflektiertheit, die geringe Belesenheit der Autoren und die in der Regel damit einhergehende Naivität. Ein gemeinsames Konzept, eine gemeinsame Richtung ist material nicht auszumachen. Das reklamierte 'Pragmatische' dieser Arbeiten bezieht sich offensichtlich auf ein ungefähres und oft auch hilfloses 'Irgendwie' der qualitativen Datenerhebung und der quantitativen Datenauswertung. Im übrigen ist der Band mit gleichem Inhalt bereits als Heft der *Angewandten Sozialforschung*, Jg. 16, Heft 1/2, 1990/91 erschienen – was verwundert: einmal wäre genug gewesen.

„Qualitativ erhobene Daten [stellen] ein oft voluminöses und im Urzustand schlecht zu sichtendes Material dar“ (S. 4). Dies befindet Jürgen Hoffmeyer-Zlotnik. Weil dies so ist, möchte er mit dem von ihm herausgegebenen Sammelband a) Möglichkeiten der Analyse solcher Daten (Vorwort) und b) Verfahren der Datenreduktion mit möglichst geringem Informationsverlust (S. 7) vorstellen. Die 13 versammelten Aufsätze gehen auf ZUMA-Tagungen aus den Jahren 1986 und 1988 zurück.

Nach einer knappen Einleitung, in der Hoffmeyer-Zlotnik klar macht, daß sich für ihn das Problem mit dem Umgang verbaler Daten darauf reduziert, diese Daten möglichst (zeit-)ökonomisch zu reduzieren, schildert

Flick den aktuellen Diskussionsstand zu den Themen: a) Ergänzen sich Qualitative und Quantitative Forschung oder schließen sie sich aus? und b) Schafft die Triangulation (innerhalb der qualitativen Forschung) Validität herbei oder verbreitert sie (nur) die Kenntnis über den untersuchten Gegenstand?, um dann die Nützlichkeit der Triangulation anhand einer konversationsanalytisch ausgerichteten Gesprächsanalyse zu demonstrieren.

Werner Früh stellt dann seine Variante der traditionellen, eher quantitativ angelegten Inhaltsanalyse vor, nennt mit Augenmaß Leistungen, aber auch Grenzen. Marlene Bock zeigt, wie man mittels einer sich auf Mayring berufenden Inhaltsanalyse Leitfrageninterviews zum Ende der sexuellen Freiheit bedenkenlos um „vier Fünftel auf das Wesentlichste“ (S. 106) reduziert. Harry Hermanns ergänzt seine gute Kurzdarstellung der Forschungslogik der 'Grounded Theory' und der Strategie des 'Narrativen Interviews' um die knappe narrationsanalytische Deskription einer Gesprächssequenz.

Friedrich Heckmann formuliert mit Rückgriff auf die älteren Klassiker der Hermeneutik neunzehn allgemeine und gutgemeinte Interpretationsgrundsätze, deren Beachtung eine objektive, reliable und valide Rekonstruktion des subjektiv gemeinten Sinns von Texten ermöglichen soll. Dagegen zielt Wolfgang Schneider auf die Rekonstruktion der objektiven Bedeutung von Texten, wenn er mit Hilfe der von Oevermann entwickelten objektiven Hermeneutik, die er mit elementarem Gedankengut von Luhmann und Gadamer würzt, unstrukturierte Interviews mit Verwaltungsangestellten oft umständlich und nur für den Insider plausibel auf den Punkt bringt. Hans Merckens mixt objektive Hermeneutik, Grounded Theory und quantitative/qualitative Inhaltsanalyse bei dem Versuch, Daten aus einer teilnehmenden Beobachtung einer Grundschule valide auszuwerten. Hartmut Lüdtke formuliert Grundsätzliches zu verschiedenen Formen des wissenschaftlichen Beobachtens und der (vornehmlich quantitativen) Auswertung der so erhobenen Daten.

Helmut Giegler und Bernd Kötter halten ihre dreimodale Faktorenanalyse unter dem Gesichtspunkt der Reliabilität für geradezu „ideal“ (S. 295), und Gabriele Köhler demonstriert den Prozeß der sukzessiven Standardisierung und Quantifizierung auch kleinster und völlig unrepräsentativer Datenmengen.

Beherrscht von dem Gedanken, den Computer zur Arbeitserleichterung bei der Analyse qualitativer Daten einzusetzen, sind die Arbeiten von Giegler, Mohler und Mathes. Während Giegler jedoch vorsichtig und eher bescheiden den Computer bei der quantitativen Inhaltsanalyse so nutzen will, daß man in Zukunft auf „Schere und Klebstoff“ (S. 351) verzichten kann, gibt sich Mohler sichtlich optimistischer. Mathes verliert dagegen völlig den Boden unter den Füßen, wenn er glaubt, mit Hilfe seiner computerunterstützten Vereinigung von (falsch verstandener) objektiver Hermeneutik und quantitativer Inhaltsanalyse ließen sich auch repräsentative und damit verallgemeinerbare Stichproben analysieren (S. 421).

Insgesamt enthält der Sammelband vor allem Versuche (bedenkenswerte und bedenkliche), qualitative Daten (zeit-)ökonomisch zu quantifizieren. Allerdings gilt – und hier zitiere ich einen der Autoren: „Die Arbeit mit qualitativen Daten ist noch kein Zeichen dafür, daß eine solche Forschung dem ‘qualitativen Ansatz’ zuzurechnen ist“ (S. 111).

„Wenn (...) qualitativ-empirische Sozialforschung sich weder auf Einfühlung noch auf außer- bzw. vorwissenschaftliche Hilfsfunktionen einschränken lassen will, muß sie ein eigenes Methodenprogramm weiter explizieren und forschungspraktisch vorantreiben“ (S. 3). Das ist die These, mit der *Detlef Garz* und *Klaus Kraimer* ihren Sammelband einleiten, und sie soll zugleich Programm sein, haben doch die Herausgeber festgestellt, daß es der qualitativen Forschungspraxis an „Arbeitsmodellen“ (S. 20) fehlt. Um diesen Mangel zu beseitigen, haben sie speziell für diesen Band 12 Beiträge eingeworben (einige wurden allerdings schon auf einer Tagung zur objektiven Hermeneutik vorgetragen, und ein Beitrag ist die Übersetzung eines 1989 in Amerika veröffentlichten Artikels), die alle über (eigene) Forschungspraxis berichten und diese mehr oder weniger ausgiebig reflektieren. Nur die Einleitung der Herausgeber kommt, da sie versucht, etwas Ordnung im Feld der qualitativen Forschung auszumachen, ohne Verweise auf konkrete Forschungspraxis aus. Alle Autorinnen und Autoren (Ausnahme: Brown et al.) gehören der zweiten oder dritten Generation qualitativer Forschung an.

Stefan Auenanger diskutiert am Beispiel seiner Untersuchung zum Ethos der Lehrer eine Möglichkeit, wie man angesichts der für qualitative Forschung typischen Datenfülle

auch ohne (hermeneutische) Sequenzanalyse doch noch zu halbwegs brauchbaren Ergebnissen kommen kann. *Alfons Bora*, *Thomas Dresel*, *Tilmann Sutter* und *Uwe Weisenbacher* demonstrieren danach die Sequenzanalyse eines Interviews aus dem Arbeitsbereich ‘Moralentwicklung’. Diesem Bereich entstammt auch der Artikel von *Lyn Brown*, *Mark Tappan*, *Carol Gilligan*, *Barbara Miller* und *Diane Argyris*. Die Autorinnen und Autoren stellen ein inhaltsanalytisches Verfahren für Interviews vor, das die reliable und valide Rekonstruktion ‘narrativer Typen’ erlauben soll. *Felicitas Englisch* erprobt in ihrem Beitrag, ob die objektive Hermeneutik sich auch für die Interpretation von Fernsehwerbung (*Langnese Eiscreme*) eignet.

Elk Franke testet ebenfalls die Möglichkeiten der objektiven Hermeneutik – allerdings am Beispiel eines Interviews mit jugendlichen Fußballfans. Beigefügt ist dieser Sequenzanalyse noch die quantitative Teilauswertung eines standardisierten Fragebogens. *Bernd Hauptert* gibt „handhabbare Anleitungen, wie mit qualitativen Daten zu arbeiten ist und wie mit vertretbarem Zeitaufwand gültige Resultate erzielt werden können“ (S. 213) oder konkreter: Er zeigt, wie man schnell von biographischen, narrativen Interviews zu einer gültigen Typisierung kommt. *Leonie Herwartz-Emden* benutzt eine einfache Inhaltsanalyse, um zu zeigen, daß Hochschullehrerinnen in Interviews das Thema ‘Macht’ anders behandeln als die männliche Kollegen, manchmal aber auch nicht. *Ronald Hitzler* zeigt, was man der Rede von *Rita Süßmuth* zum Welt-AIDS-Tag an Bedeutung abgewinnen kann, wenn man sie mit einer außeralltäglichen hermeneutischen Haltung, welche sich erst einmal künstlich dumm stellt, betrachtet. *Anne Honer* führt in die ethnographische Einzelanalyse ein und illustriert Einzelaspekte mit Beispielen aus ihrem Heimwerkerprojekt.

Hartmut Keil zusammen mit *Hans Schmid*, *Friederike Bauer*, *Carol Gillert* und *Monika Spindler* legen dar, wie wenig das Deutschlandbild, das in den Nachrichten des US-amerikanischen Fernsehens den Zuschauern geboten wird, mit der Realität zu tun hat. *Christian Lüders* führt den Oevermannschen Deutungsmusteransatz fort, indem er seine Möglichkeiten, aber auch seine Grenzen anhand der Analyse eines Interviews mit einem Arbeitslosen und seiner Familie demonstriert. (Da ich an den Vorarbeiten zu diesem Artikel beteiligt

war, unterlasse ich eine Wertung.) Winfried Marotzki arbeitet aufgrund der Analyse eines biographischen narrativen Interviews mit einem Psychiatriepatienten dessen fehlgeschlagene Biographisierung seines Lebenslaufes heraus. Michael Meuser und Ulrike Nagel vertreten die These, daß es keine 'Todsünde' ist, wenn man Leitfadeninterviews mit Expertinnen und Experten nicht sequenzanalytisch interpretiert.

Schlußendlich verbleibt beim Leser ein zwiespältiger Eindruck. Keinesfalls wird der gesamte Arbeitsbereich qualitativer Forschung beleuchtet: So ist trotz der lesenswerten Studie von Honer die Feldforschung viel zu kurz gekommen, anderes ist fehl am Platz (z.B. die quantitativen Teile von Franke und Herwartz-Emden), weiteres ist überdimensioniert (z.B. die pseudoqualitativen Inhaltsanalysen von Brown et al. und Herwartz-Emden). Einige Beiträgerinnen und Beiträger legen naßforsch anderen Nachwuchswissenschaftlern Modelle vor, wie Sozialforschung besonders gut gehen soll (besonders ärgerlich, weil bedenkenlos: Hauptert), einigen geht es vorrangig nicht um die Güte, sondern um die Schnelligkeit von Analysen (Aufenanger, Meuser/Nagel), einige haben die Methodendiskussionen der letzten Jahre schlicht nicht zur Kenntnis genommen (Franke, Herwartz-Emden), (zu) wenige zeigen die eigene Forschungspraxis und deren Probleme, diskutieren, wie Fragestellung, Datenerhebung und Datenauswertung im jeweiligen Einzelfall aufeinander bezogen wurden und welche 'Kosten' dabei entstanden, entwickeln also qualitative Forschung weiter (z.B. Englisch, Hitzler, Honer, Bora et al.). Vor allem wegen der zuletzt genannten Beiträge ist der Sammelband für Leser, die selbst qualitativ forschen, unter dem Strich gewinnbringend.

„Ein Erlernen 'qualitativer' Methoden ist an ein (in der Forschungspraxis) *selbsterworbenes Erfahrungswissen* gebunden, ein lediglich (lehrbuchartig) *angeeignetes Wissen* bietet keine ausreichende Grundlage“ (S. 8). Eingedenk dieser zentralen Unterscheidung will Ralf Bohnsack mit seiner Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung „Studierenden höherer Semester“ (S. 9) ein Buch vorlegen, das zur „Reflexion, Vergewisserung und Bewältigung von Problemen“ (ebd.) anregt und auf keinen Fall eigene Forschungspraxis ersetzen kann.

Zu diesem Zweck bestimmt Bohnsack anfangs in Abgrenzung zu hypothesenprüfenden Verfahren, was für ihn das Besondere einer rekonstruktiven Sozialforschung ausmacht. Umfassende Darstellungen der (von ihm favorisierten) dokumentarischen Interpretation, der objektiven Hermeneutik, der Anwendung narrativer Interviews und der (von ihm verwandten) Gruppendiskussionsverfahren folgen. Ausführlich wird demonstriert, wie man, wenn man 'dokumentarisch interpretiert', über die Interpretation von Texten zu (wissenschaftlichen) Typisierungen gelangt. Den Abschluß bildet ein mahnendes Kapitel zur Perspektivität jeder Interpretation. Beigegeben ist diesen Reflexionen eine umfangreiche exemplarische Textinterpretation und Richtlinien für Transkriptionen.

Die Arbeit von Bohnsack zeigt m.E. recht gut, wie man in qualitative Verfahren einführen kann: Der Autor expliziert die methodologischen Grundlagen, nennt die Methoden und zeigt, wie er damit arbeitet und welche Probleme sich daraus ergeben. Nie wiegt er sich und den Leser in eine vermeintliche Sicherheit, stets wird das eigene Tun reflexiv eingeholt und der Leser zum Weiterdenken und Weiterarbeiten aufgefordert. Kurz: Die Arbeit regt nicht nur Forschungspraxis an, sondern deren Weiterentwicklung (also nicht beliebige Variation) durch andere wird systematisch mitangelegt.

Leider segelt das Buch unter falscher Flagge (was es gar nicht nötig hätte): Statt in die rekonstruktive Sozialforschung (allgemein) einzuführen, geleitet es 'nur' in eine spezielle Variante, nämlich in die dokumentarische Interpretation von Gruppeninterviews, die geführt wurden, um die (von den einzelnen nicht gewußten) Kollektivvorstellungen von Gruppen zu eruieren (S. 46ff.). Wegen dieser Zielstellung liefert Bohnsack keine grundlegende Einführung in die objektive Hermeneutik und die Narrationsanalyse, sondern eine zugespitzte Auseinandersetzung verbunden mit einem engagierten Plädoyer für die eigene Forschungspraxis. Auch wenn man als Leser eine andere Forschungspraxis bevorzugt - lesenswert (weil lehrreich) ist das Buch von Bohnsack allemal.

Jo Reichertz